

Von dort wo die frohen Menschen sind, Bin ich geflohen, mein süßes Mund. All meine Rosen, rot und weiß, Die brach ich vom Stamme, Meis um Meis.

Hüttenjagd.

Stizze von Max Thierert.

Weit hinten am blauen Himmel erschien ein Punkt. Aber während das scharfe Auge des Jägers in der Hütte vergeblich die Art des Raubvogels, der sich mit großer Geschwindigkeit heranzugewandt, festzustellen versuchte, hatte das des Uhus, das mit so ungläublicher Genauigkeit wie eine Kamera auf nahe und ferne Gegenstände eingestellt wird, längst den gefährlichen Feind erkannt.

Nur wenige unter den Königen und Fürsten der Lüfte eilt der Uhr auf diese Weise: die großen Adlerarten oder die elegantesten Flieger, die Milane, welche mit einem Flügelsschlag über Berge und Täler dahinzugleiten können. Der Jäger in der Hütte startete mit angehaltenem Athem auf das Schauspiel.

Es war zu spät. Sei es, daß die Gewalt des Sturzes zu groß gewesen war oder, daß die Fänge des Uhus ihn doch schon etwas gefaßt hatten und ihn am schnellen Auffliegen verhinderten, er kam nur wenige Meter weit. Schon donnerte ein Schuß über die Berggabel hin, man hörte die Schrote gegen die harten Federn schlagen und als der Vogel wie müde sich in der Luft auf die Seite legte und dem Schützen die volle untere Fläche bot, trachte ein zweiter.

Da kam er ganz herunter. Aber anstatt auf den Boden zu sinken, erhob er sich fast augenblicklich wieder und stand, indem er im Todesstampe die Fänge in das weiche Moos schlug. Und wie der Jäger mit staunenden Augen herüber sah, erkannte er in ihm den König der Lüfte, den Stein- oder Goldadler.

Mühsig sah der Vogel auf dem Boden. Mit der Todeswunde in der Brust sah er den Jäger furchlos an wie prüfend. Es schien, als lauschte er einem fernem Auf von weiten Flügen, Felsen und blauen Seen, dazwischen bunte Wälder schauen. Dann ließen die Fänge langsam die Erde los und ohne jeden Laut sank er zur Seite.

Nebraska

Staats-Anzeiger und Herald.

J. P. Windolph, Herausgeber. Grand Island, Nebr., 11. Sept. 1903 (Zweiter Theil.) Jahrgang 24 No. 2.

tam in seinem Herzen doch etwas wie Stolz über den Gefallen auf und er trat an ihn heran, der noch in seinem Tode mit den scharf bewehrten Fingern und dem gekrümmten Schnabel Vorfisch zu gebieten schien.

Einige Schrote waren in die Brust gedrungen und der eine Flügel war sichtbar zerbrochen. Mit festem Griff faßte der Adler beide in der Nähe der Gelenke, um die Spannweite durch Ausstrecken der Arme festzustellen. Der Adler war schwer und er mußte seine ganze Kraft aufzubieten.

Das Thier war matt und erschrocken und doch drohten seine sprühenden Augen in unmittelbarer Nähe von denen des unglücklichen Jägers, immer wieder trahnten die spitzen Fänge über seine nackte Brust und rissen die Haut herunter.

Wieder schoß dem Adler ein Gedanke durch den Kopf. Wenn er an den Uhu herantrete, so weit dessen Fessel reichte und ihm seinen Feind entgegenhielt? Der wackere Gesell würde ihn schon fassen.

Und Fritz Wüstenhagen begann seinem Feind in die unkelnden Augen zu sehen. Er hatte jetzt dabei sogar einen philosophischen Gedanken. „Wertwirdig“, fand er, „wie sich mit der Lage die Ansichten ändern. Wir wollen doch urtheilen! Vorhin erblickte ich in diesen Lichtaugen Trauer und Größe und jetzt Tüde, Rossheit und Rachsucht. Und sie haben sich doch kaum verwandelt. Was ist die Wahrheit?“

Der Jäger startete mit waldfernen Augen und wie im Traum auf das Bild. „Wer so sterben könnte“, murmelte er, „so still und groß! Wie ist der Mensch dagegen arbeitsam mit seinem Geschweiß und Söhnen. Mit seinem schwächlichen Hoffen und Glauben! Aber dieser König sinkt dahin und in seinem Bild spiegelt sich nur die heilige Erhabenheit der Natur. Wie mühsig ist doch das menschliche Trachten.“

aushält, ist es noch weit zur Verzweigung. Welche Fülle der Gedanken, welche Abgründe und Höhen in wenigen Minuten! Sähe den Menschen das Verderben noch sichtbar im Nacken, sie würden das Leben noch besser erkennen lernen. Da stellen sie Vergleiche an, kein Wort ist ihnen zu hoch, kein Begriff zu tief, wer möchte nicht mit dem Adler den reinen Hauch des Aethers trinken oder glauben nicht einmal mit seinem Flügelsschlag über Zeit und Raum zu treifen? Und wenn der todtwunde eheliche Recke ihm Auge in Auge gegenübersteht, versagt der Muth und wird klein, und Grausen zieht in die feige Seele, die aus dem Hinterhalt den Tod bereitet. Laß die reinen Herzen gleiche Mensch und Knecht!

„Ich glaube beinahe, mein Denken geht in der Ferne“, murmelte Fritz Wüstenhagen. „Ein Adler, der nach meinem Herzen saßt, ist es eine Vision?“ Dann dachte er an das Ende. „Linst von mir liegt die Linie, die Höhe sind gespannt, ich muß sie nachher mit der Spitze des Stiefels abdrücken. Es wird gehen, ich werde sie trotz meiner Blindheit finden. Nur gleich zum Schluß, ehe noch der Klugeinbe Verhand die Lebensmöglichkeit herausgefunden hat.“

Als Fritz Wüstenhagen die Möglichkeit einer Rettung aufgegeben hatte, bäumte sich das Leben des Adlers zu den letzten Todesjudungen auf. Noch einmal wiederholte sich das furchtbare Ringen des Menschen mit dem sterbenden König der Lüfte, dessen Fänge dem Adler die Brust zerrissen.

Der Kopf des Vogels sank endlich zur Seite, der Körper wurde schwer. Da packte Fritz Wüstenhagen den Hals des Thieres mit der einen Hand und riß mit der anderen die Fänge des Adlers aus seinem Jagdrock. Und weit schleuderte er seinen Gegner vor sich. Dann sank er lautlos zu Boden, während das hervorstömende Blut die Wunden rein wusch und sie gerinnend schloß.

„Fünf Minuten“, sagte der Adler nachher, „kaum länger hat dieser Kampf gedauert. Wer die Ewigkeit und die Qualen der Hölle ermaßen will, braucht nur so etwas durchzumachen. Manche Leute sollen behaupten, die Jagd sei mitunter ein Vergnügen. Man muß das nicht immer glauben, meine Herren.“

Es war in einer Stadt im Elsaß, vor Jahren, im Hochsommer. Im Begriff, sich in ein Schwarzwaldbad zu begeben, entschloß ich mich jenem dunklen Drange folgend, der einen bisweilen in unbekanntem alten Städten in räthselhafter Weise festhält, einige Tage hier zu verweilen. Die alterthümliche, etwas düstere Stadt bot thatsächlich nicht viel Sehenswerthes ein aus der Zeit Napoleons stammendes Museum, in dessen Nähe ein bescheidenes Dichterdenkmal stand; einige mittelalterliche Kirchen, von denen eine als Seidenmagazin benutzt zu werden schien; ein mit Denkmälern französischer Generale gezierter Marsfeld; eine Markthalle, in der von Frauen und Mädchen in der kleidsamen Tracht der Elsaßerinnen Blumen und Grünzeug feilgeboten wurden.

So trat ich, eines Morgens von der Markthalle kommend, wo ich mich bei einem hübschen Kinde ein Sträußlein duftender Reseda gekauft hatte, in ein unscheinbares Gasthaus ein. Es war eine Weinwirtschaft, in der nur einheimische Weine ausgedient wurden. Ein alter Mann saß auf einem Stuhl und schlief. Die Zeitung war seinen Händen entglitten und die Brille hatte sich auf die äußerste Raufenspitze verschoben. Als ich mich räuperte und an einem der kleinen Tischchen Platz nahm, erwachte er, entschuldigte sich mit einiger Verlegenheit und fragte nach meinen Wünschen. Ich bestellte meinen Wein und sah mich dazwischen im Garten um, der eine veritable Wildnis blühender „Rapunzer“ darstellte.

Marsfeld. Zellerfassung vor der Vorstellung. Beim zweiten Schoppen war es mittlerweile Mittagzeit geworden. Ich zahlte und verließ den freundlichen alten Mann mit seinem verwunschnen Garten, um mich zum Essen in meinem Gasthof zu begeben, dessen Mauern auch schon mit den Ankündigungen des Schnellläufers geziert waren. Nach dem Essen wühlte ich nichts Besseres zu thun, als in das grüne Land mit seinen Gemüse- und Weingärten hinauszuwandern.

Als ich gegen 4 Uhr von meiner Wanderung in die Stadt zurückkehrte, hatte sich das Wetter geändert. Es war trüb und windig geworden, und graue Wolken trieben hoch am Himmel dahin und verschatteten die alte, stille Stadt. Die roten Handschuhe und die Stiefel, die Rasirbeden und sonstigen Schilde vor den Läden schwanften träumerisch hin und her. Sonst war alles so still und todend wie am Vormittage. Oder vielleicht noch stiller und todender.

Das war allerdings kein Wunder, da sich fast die ganze Stadt auf dem Marsfeld befand, um dem „noch nie daereseenen Weilauf zwischen dem Mann und dem Pferd“ beizuwohnen. Als ich auf dem Plage anlangte, war er schwarz von Menschen. Milksam bahnete ich mir den Weg durch die Menge, die den mächtigen Platz im Kreise umstand und ihn dadurch sozusagen in eine Arena verwandelte. Die Zellerfassung hatte bereits begonnen. Der Schnellläufer, ein kleiner, tränklich aussehender Mann in schwarzrother Kleidung, zwängte sich mit seinen letzten Tellern, aufgeregt die Schultern vorschiebend, durch die summende Menschenmasse. Er hatte schwarze, unruhig flackernde Augen, mit denen er mißtrauisch um sich blickte, als wenn er sich versichern wollte, daß ihm auch niemand den Obolus schuldig bleibe. Einige gaben 50 Pfennige, die meisten zehn- und fünf-Pfennigstücke. Von Zeit zu Zeit bestierte der Mensch seine Blide bohrend und nachdenklich auf den Teller, als rechnete oder zählte er. Es schien, als müße er sich ab, eine bestimmte Summe zusammenzubringen. Wöglich, als ich so die murrende neugierige und graue Menge um ihn herum betrachtete, die grauen Wolken über uns dahintreiben sah, die Siebel, Dächer und Thürme der alten Stadt erblickte und die aufgeregten Menschen im schwarlachrothen Kleide ins Auge faßte, hatte ich die seltsame Vision, längt verschollene, im grauen Mittelalter geschehene Dinge zu erleben. So zwar, als wenn ich nicht in jene Zeiten zurückversetzt, sondern mitten in ihnen drin gewesen wäre. Wenn etwa an Stelle des Schnellläufers rotgekleidete Hentersmedie aufgetreten wären, einen Karren mit zum Tode verurtheilten Verbrechern begleitend, baarhäutig, die Haare vor Winde bewegt, es hätte mich ebensovienig überraschen können. Es war eine Stimmung von Ruhe, Rossheit, Stumpfheit und Selbstverständlichkeit über diese Menge ausgebreitet, als wenn durch einen Zauber ein Bild aus dem 12. oder 13. Jahrhundert ins Leben zurückgerufen worden wäre. Sogar die Sprache der mich umgebenden Menschen erschien mir fremdartig.

Mittlerweile war die Einsammlung beendet, und ich sah den Schnellläufer mit erregten Gebärden, innerlich des von der Menge gebildeten Kreises, auf einen Mann einreden, der ein schönes Reitpferd am Zügel führte. Mit gelender Stimme suchte er ihm irgend etwas bezeichnend zu machen. Endlich begann die Production. Der Schnellläufer nahm ein weißes Tuch in den Mund, was alle Schnellläufer, ich weiß nicht, wozu, thun, und fing an gemächlich im Kreise zu laufen. Bald darauf setzte sich der Reiter im schwarzen Trabe in Bewegung, den Läufer so gleich überholend. Die Menge lachte höhnlich. Der Läufer aber machte eine verächtliche Handbewegung, als wenn er sagen wollte: „Warte! nur, das hat nichts zu bedeuten!“ In der That handelte es sich um keine Konkurrenz der Schnellläufer, sondern um einen Wettkampf im Dauerlauf.

Das schien der Reiter, ebenso wie die Menge, auch endlich begriffen zu haben; denn er maßigte sein Tempo, um zuletzt mit dem Läufer gleichen Schritt zu halten. Die Zuschauer quittierten dies mit Applaus, der vom Schnellläufer mit einem Judzer beantwortet wurde. Es war ein grotesker, beinahe komischer Anblick, den leuchtenden und bereits mit Schweiß bedeckten, schwarzrothen Menschen mit dem trabenden Thier um die Wette laufen zu sehen, um so grotesker, als dieser offensichtlich den Sinn der Konkurrenz erkannte und den Menschen immer weiter zu überholen und sogar niederzurren trachtete. Zuletzt waren alle: die Zuschauer, der Reiter, das Pferd und der Schnellläufer in einem

„Wie, um Himmelswillen, tennen Sie Ihre Zwillinge auseinander, Frau D'Ware?“ „Dine Schwierigkeit. Ich stiede meinen Finger in Nims Mund, und wenn er beißt, weiß ich, daß es Mite ist.“

Zustand von Nervosität, der lächerlich gewirkt haben würde, wenn er nicht von einer gewissen schmalen Angst begleitet gewesen wäre.

Zweimal, wenn der Läufer meinen Standort passirte, faßte ich ihn genau ins Auge. Er schwierte unbeschreiblich, war dabei aber kreideweiß im Gesicht und hatte einen Ausdruck sinnloser Todesangst in den harren metallisch glänzenden Augen. Wenn der Reiter dicht hinter ihm war, so wandte er sich im Laufen häufig um und rief ihm heftige, abgeriffene Worte zu, die nicht zu verstehen waren. Er schien zu befürchten, daß ihm das Pferd auf die Hacken treten könnte.

Die Aufmerksamkeit der Menge war hauptsächlich auf den Läufer konzentriert. Daraus folgte, daß sie den Reiter und das Pferd nicht aufmerksam genug beobachtete. Bald bemerkte ich, daß der Reiter halb demoralisirt war. Er schüttelte häufig nervös und mißmuthig den Kopf, wechselte die Gangart und schien von Schwindel erfaßt zu werden. Das Pferd aber war von Scham und Schweiß über und über bedeckt, schaukelte wiederholt und rüttelte mit unwillkürlichen Kopfbewegungen, die denen des Reiters ähnlich waren, ärgerlich am Zaum. Daß Reiter und Reiter ermüdet seien, merkten nun auch die Zuschauer und brachen in wilden Jubel aus. Diese ersten Anzeichen des Sieges eines Menschen im Wettlauf mit einem der schnellsten Thiere der Welt fanatisirten das Volk.

Immer häufiger blickte der Schnellläufer hinter sich. Es schien mir, daß er seine gespannte Aufmerksamkeit auf die Beine des Pferdes richtete. Endlich blieb es leuchtend stehen. Der Reiter sprang ab und wischte sich, ebenfalls leuchtend, mißmuthig den Schweiß aus dem Gesicht. Dann bedeckte er das Pferd, ein schönes lichtbraunes Thier, das nun beinahe schwarz ausfiel, mit einer ihm gereichenden Decke. Von diesen Dingen hatte der Läufer in seiner Erregung offenbar nichts bemerkt, denn er lief mit automatisirtem pendelnden Beinen vorwärts.

Erst der donnernde, sinnlose Applaus der Zuschauer machte ihn nutzlos. Er wandte sich um, sah das leuchtende, zugebedeckte Pferd und brach nun feinerseits in ein heiseres, unheimliches Siegesgeschrei aus. Um seinem aus dem Leuchter angefachelten Schreize Geinige zu thun, lief er, jedesmal, ein- bis zweimal, ein bis zweimal heifer jauchzend und verächtlich die Hände schlenkernd, wenn er am Pferde vorbeikam. Dieses stand bestäunt und ätternnd da und zuckte nervös mit den Ohren.

Wieder tönte das heisere Jauchzen des Schnellläufers. Dann sah ich ihn plötzlich, keine zehn Schritte von mir entfernt, topfüber hinfallen, die Arme weit ausgestreckt, reglos, röchelnd. Um ihn herum bildete sich eine dunkle Umlage, die durch ihre dunklere Farbe seltam vom schwarzrothen Gewande abhach. Nur ein kleiner Theil der Zuschauer bemerkte den Vorfall. Einige eilten schnell zur Hülfe und hoben ihn von der Erde auf. Das Gesicht war ganz von Blut und Erde bedeckt, die Augen aber blickten starr und gebrochen in das Grau der stehenden Wolken.

Die Menge zerstreute sich gestutzt und in aufgeregter Weise diskutierend. Auf dem Plage blieb nur der reglose Körper des Schnellläufers zurück, über den sich eine Frauengestalt beugte. Neben ihnen lagen zwei Teller im Staube.

Uebervorteil.

Der Schlächter Münster kommt zu einem Bauern, der zwei Ochsen zu verkaufen hat. „Was kostet dieser Ose?“ „Zweihundert Mart.“ „Und der andere?“ „Vierhundert Mart.“ „Ich nehme den billigeren Ochsen. Hier fünf zweihundert Mart.“

„Gut, da ist er“, sagte der Bauer, „aber nun bestimme ich noch zweihundert Mart.“ „Anfinn!“ sagte der Schlächter, „Ihr bekommt ja diesen Ochsen dafür, der ist ja zweihundert Mart werth.“ „Zawohl!“ bestätigte der Bauer. „Run, und zweihundert Mart gab ich Euch ja bereits gestern.“

„Et, freilich, das macht vierhundert Mart, es ist richtig, nehmt den Ochsen run mit.“

„Wie, um Himmelswillen, tennen Sie Ihre Zwillinge auseinander, Frau D'Ware?“ „Dine Schwierigkeit. Ich stiede meinen Finger in Nims Mund, und wenn er beißt, weiß ich, daß es Mite ist.“

Reinigungsfall.

Die Stammtischgesellschaft im „Schwarzen Hund“ plagte heute wieder der Teufel. Während er gestern der Affessor Meyer war, den die lustigen und angeregten Herren zur Zielscheibe ihres oft recht heftigen Wipes gemacht hatten, war es heute der kleine Rentier Bierhuber, der eine Fülle allerding nicht böse gemeinter Spottreien über sich ergehen lassen mußte. Bierhubers Pantoffelbenthum wurde in genannter scherzhafter Weise erörtert. Jeder der Herren illustrierte dasselbe durch „auf Wahrheit“ beruhende Geschichten so drastisch, daß Leute, die Herrn Bierhuber mit seinem feisten Korpus nicht kannten, ihn mit Leichtgläubigkeit für einen Menschen halten konnten, der durch die liebevolle Behandlung seiner Gattin allmählich zum Gestrüpp geworden ist.

„Nicht einmal zum Besitz des Hauschlüssels hat es unser Freund Bierhuber bis jetzt gebracht.“

Mit diesen Worten setzte ein Herr Müller allen Erzählungen die Krone auf.

Herr Bierhuber hatte bis dahin geschwiegen. Erst auf den Angriff des Herrn Müller hin ergriff er das Wort: „Meine Herren! Alles was Ihnen fceben hier über mein angebliches Pantoffelbenthum erzählt wurde, erkläre ich hiermit für erlogen. Ich bin nicht in der Lage, gegen alle diese ausgefprochener Verdächtigungen Entscheidungsbeweise vorzubringen, kann Ihnen aber nur das Eine versichern, daß Sie sich betreffs des Hauschlüssels sehr im Irrthum befinden; ein Wort an meine Frau und ich bin morgen im Besitz desselben.“

„Beweisen!“ rief Alles. Herr Bierhuber erklärte, daß er den Beweis nur nach einer abgeklaffenen Wette antreten wolle; und zwar so, daß er, falls er bis morgen Abend nicht im Besitz des Hauschlüssels sei, den Preis der Wette erlegen mußte, andernfalls sollten die Herren die Kosten tragen.

Man erklärte sich mit dem Vorschlage Bierhubers einverstanden, und die Höhe der Wette wurde auf zehn Pfaffen Rüdesheimer festgesetzt.

Am nächsten Abend erschien Bierhuber pünktlich am Stammtisch und wies lächelnd den anwesenden Herren den Hauschlüssel vor. Man zweifelte man faunte, ja man verdächtige ihn sogar, daß es nicht der Hauschlüssel zu seinem Hause wäre. Erst auf einen feierlichen Eid Bierhubers hin glaubte man ihm und bestellte, sich für besiegelt erklärend, die zehn Pfaffen Rüdesheimer. Bald that der Wein seine Wirkung, und die Stimmung am Stammtisch wurde eine urfidele, da gegen dreiviertel zehn erhob sich plötzlich Bierhuber, um aufzubrechen. Allgemeines Erstaunen. „Er hätte doch den Hauschlüssel!“ hieß es. Bierhuber lächelte verschmitzt.

„Natürlich habe ich den Hauschlüssel.“ sagte er, „aber ich muß ihn meiner Frau vor Hauschluss abliefern.“

Ein Versicherungsautomat.

Ist die neueste englische Erfindung. Man wirft einen Penny in die Oeffnung, darauf wird ein Handgriff nach vorn gedreht, ein gepigter Bleistift fällt heraus, und es erscheint eine Oeffnung, wo die Person, die sich versichern will, ihren Namen einschreibt. Der Handgriff wird danach zurückgedreht und im gleichen Augenblick fällt eine Versicherungspolice heraus. Der Apparat notirt außerdem neben der Unterschrift des Versicherten, Tag, Stunde und Minute des Abschusses. Stößt dem Inhaber der Police innerhalb 7 Tagen irgend ein Unfall zu, so ist die Versicherungsgesellschaft zu benachrichtigen, und diese ist verpflichtet, für jeden eingezahlten Penny, also auf jede Police, ein wöchentliches Krankengeld von 10 Schillingen während einer bestimmten Zeit, bei Todesfällen eine Pauschalsumme zu zahlen.

Und Adolina Patti's Album.

Rossini schrieb einst in das Album Adolina Patti's folgende Worte: „Meine gute Adolina! Es giebt nichts Leichteres für mich, als in Ihr Album einen Gedanken einzutragen, einen Gedanken, der mein ganzes Denken erfüllt, und das ist: Sie zu lieben als ein anbetungswürdiges Wesen, Ihr merkwürdiges Talent zu bewundern und auf immer zu verbleiben Ihr Freund Gioachino Rossini.“

„Nein, zu den Nulligans gehe ich heute Abend nicht. Ich fühle mich nicht wohl bei ihnen und die Maggie mag ich schon gar nicht leiden und anzuziehen habe ich auch nichts und, nebenbei gesagt, bin ich gar nicht eingeladen.“

„Gut, da ist er“, sagte der Bauer, „aber nun bestimme ich noch zweihundert Mart.“

„Anfinn!“ sagte der Schlächter, „Ihr bekommt ja diesen Ochsen dafür, der ist ja zweihundert Mart werth.“ „Zawohl!“ bestätigte der Bauer. „Run, und zweihundert Mart gab ich Euch ja bereits gestern.“

„Et, freilich, das macht vierhundert Mart, es ist richtig, nehmt den Ochsen run mit.“